Orplid, mein Land.

(Roman von Erika Riedberg.)

(9. Fortsetzung.)

Sie schwieg lange und nachdenklich; sie vergaß ganz, ihrem Prinzipal, wie sie den Konsul jetzt eben in lächelnder Ironie bei sich genannt, zu antworten.

Schließlich sah sie auf und zu ihm hin — und fand seine Augen auf sich gerichtet.

Sie glaubte Ungeduld, mißmutige Unruhe in ihnen zu spüren, vielleicht Aerger über ihr langes Zögern — und wußte nicht, wie falsch sie las.

Ahnte nicht, daß er freilich jedes Wort Almuts gehört, und daß ihm die aufgeregten Reden seines Kindes nur eine Bestätigung seiner eigenen Beobachtung gewesen. Daß er hier wie verlassen gesessen, in die Glut gestarrt und sich gefragt hatte, ob denn die verlockende Möglichkeit, die ihm nach einem harten, arbeits- und entsagungsreichen Dasein aufgedämmert war, wirklich nur erschien, um ihm zu zeigen, was das Leben ihm schuldig geblieben, dann lächelnd und gütig einen anderen beglückend, ihn allein und tausendmal ärmer als zuvor zu lassen.

Sigrid sagte sich, daß er sie ja wahrhaftig nicht zu fragen brauche, daß dieses Ansichteinholen eine Freundlichkeit und ein Vertrauensbeweis sei, und zwang sich nun zu einer unparteiischen Antwort:

„Von diesem flüchtigen Begegnen — offen gesagt, ich habe ihn kaum beobachtet — kann ich wirklich keine Meinung über den Doktor haben, Herr Thordikten! Ist Ihnen der junge Mann empfohlen, so rate ich zu einem Versuch. Es kommt ja alles darauf an, wie er sich zu der sensiblen Natur Karstens stellt — viel weniger auf höchste Kenntnisse und Lehrmethoden. Ich schlage vor, engagieren Sie ihn aus diesem Grunde mit Vorbehalt, gewissermaßen auf Probe, wenn sich der Herr darauf einläßt. Es eilt Ihnen sehr mit Karsten? Sonst" —

„Nicht so sehr", sagte er schnell und merkte nicht, daß er sie unterbrach. Es schien, als sei er froh, jetzt endlich auf die Hauptsache zu kommen. „Wenigstens nicht, was das regelmäßige Lernen betrifft!" fuhr er lebhafter fort. „Ein anderes wünsche ich allerdings ihm möglichst bald zu verschaffen, und damit geht auch das Engagement eines Hauslehrers Hand in Hand — das sind Spielgefährten, Lern- und Altersgenossen."

Sigrid nickte. „Das ist es. Das fehlt ihm."

„Ja!" bekräftigte Thordikten. „Aber, wie Sie vorhin von dem künftigen Lehrer sagten: Es kommt alles darauf an, wie er sich zu der sensiblen Natur Karstens stellt, so ist die Wahl der Kameraden noch schwieriger. Wer bürgt mir dafür, daß so ein kräftig gesunder Junge dem armen Krüppel nicht unzähligemal bloß aus eigener Robustheit heraus sein Elend vor Augen stellt? Oder wiederum, er bedauert ihn gutherzig, aber um so peinigender? Wären die Bedenken nicht, so hätte ich längst dem armen Kind diese Freude und Zerstreuung verschafft."

Er sprach traurig, ohne Vorwurf, wie jemand, der weiß, daß an seinem Leid nichts zu ändern ist.

„Früher habe ich wohl noch gehofft, er könne dennoch in gewissem Sinne mein Mitarbeiter, der Erbe meiner Lebensarbeit werden — ich hab's aufgegeben. — Die Firma wird niemals „Thordikten und Sohn" zeichnen."

Er strich sich seufzend über die Stirn.

Sigrid war seltsam ergriffen. Gerade die Schlichtheit seiner Worte erschütterte.

Mie leisem Wort suchte sie zu trösten.

„Sie sind so rüstig, Herr Konsul! Noch viele Jahre werden sie Freude an Ihrem Werk haben. — Und später — Almut ist da."

„Ach! Sie meinen, einheiraten?" Er schüttelte den Kopf. „Das ist doch nicht der alte Stamm. Und wer weiß, wohin deren Wünsche einmal gehen. Eine Kaufmannstochter ist sie nicht. Das sehen wir beide doch alle Tage."

„Wir beide!" Es war etwas im Ton, in der Selbstverständlichkeit dieses Kollektivs, das ihr Herz in seltsamer Befangenheit stocken ließ.

Etwas, das zum Träumen stimmte, zu der sonderbaren Erwartung: „Was mag jetzt wohl kommen? Es muß doch was kommen?"

Sie erwiderte ihm nichts. Sie dachte an die Zeit ihrer Arbeit an Almuts junger, durch Führerlosigkeit zu wenig phantasischer Seele, und welche liebliche Blüte sich unter feinfühliger Obhut aus ihr entwickeln lasse.

Nein, zur Frau eines arbeitsüberhäuften Kaufherrn, eines Mannes, der seine ganze Kraft, einen klaren, nüchtern denkenden Kopf, kaltblütigste Besonnenheit für sein Geschäft braucht, zu einer solchen Frau paßte Almut wohl nicht.

Merkwürdig! Woher hatten die Kinder einer oberflächlichen, rein materiellen Mutter, eines Vaters, dem harte Arbeit schwerlich jemals Zeit zum Träumen gelassen, dies Tiefinnerliche, fast Exaltierte im Empfinden?

Beide sahen mit einer Sehnsucht ins Leben, die unbewußt schon Entsagung mitbrachte. Eine unbestimmte Furcht vor der Schwere und dem Schmerz des Menschendaseins nahm ihnen die Fröhlichkeit der Jugend.

Gewiß war Karsten ein heldenhafter kleiner Dulder und Almut ein liebreizendes Geschöpf — aber gesünder wäre mal eine jungenhafte Derbheit und Ungezogenheit, eine recht backfischliche kleine Albernheit gewesen.

Sigrid sann. Ihre Gedanken gingen zu den eigenen fernen Kindern.

Die lieben, armen, frischen Buben, die ihre Mutti so lieb hatten, so stürmisch zärtlich lieb hatten — und nun so weit, so lange hinaus ihr genommen waren.

Ihr traten Tränen in die Augen, in jähem Herzweh drückte sie die Hand auf die Brust.

Thordikten hatte sie, von ihr unbemerkt, schon eine Weile beobachtet.

Er sah das Wechselspiel von Licht und Schatten auf ihrem Gesicht. Und mit dem hellseherischen Feingefühl, das ihn dieser Frau gegenüber leitete, verstand er den Ideengang, der von der Sorge für seine Kinder zu der ihren führen mußte.

Egoistisch kam er sich vor, beinahe brutal. Warum hatte er hier auch halbe Stunden lang überlegt und Rat gehalten, er, dem eine kolossale Verantwortung tagaus, tagein auf den Schultern lag, der gewohnt war, stündlich in schweigender Besonnenheit weittragende Entschlüsse zu fassen, ein Mann energischer Tat — er machte sich jetzt innerlich und äußerlich abhängig von der Einsicht einer ihm noch vor Jahr und Tag fremden Frau — wie sehr, das merkte er heute, wo alle fröhlich ausgeschickten, dem einen Ziel zustrebenden Gedanken traurig und mutlos zu ihm zurückkamen und sprachen: „Sieh, da ist noch ein anderer, Jüngerer, Lebensfroher, der so viel Besseres bietet. Reiß dich beizeiten zusammen! Schweig! Laß dir nichts merken, alter Graukopf! Gönn' ihr das Glück!"

Leicht gesagt! Edel gedacht! Aber wie, wenn er hier erst wieder allein saß mit den beiden so unendlich der Leitung bedürfenden Kindern, allein mit seinem Reichtum, der keinen rechten Zweck mehr hatte, keine Freude mehr gewährte, allein bis ans Ende, wie er am Anfang, wie er's Zeit seines Lebens gewesen?

Er war eine Natur, der alles mißfiel, was nicht klar und kurz gedacht wurde, die das Gedachte aber scheu in sich verschloß, sofern es nicht in die Tat umgesetzt ward.

Seit manchem Tag war er mit sich darüber im reinen, daß ihm sein Haus ohne Frau Sigrid unerträglich öde sein würde — ob es noch andere, schönere Möglichkeiten für ihn gab, ob er nicht ein alter, müder Mann war, der seine Hand nicht mehr nach duftenden, blühenden, ach so holdselig blühenden Rosen ausstrecken durfte — das konnte nur Sigrid entscheiden.

Und diese Entscheidung herbeizuführen getraute er sich nicht.

Seine Bescheidenheit, die Angst: fällt ihre Antwort zu meinen Ungunsten aus, dann ist alles vorbei — hielt ihn zurück und machte ihn unfrei und unsicher.

Nun kamen noch die Chancen, die sich der anmutigen Frau durch Damners zweifellos ernsthafte Auszeichnung boten; denn daß der Senator nicht wie ein junger Fant einen Flirt entrierte, war klar — er wollte, wollte sie — und er, er Narr, hatte ihm die Zeit dazu gelassen.

In diesem Zustand, zusammengesetzt aus Selbstmitleid — obwohl er sich deshalb verachtete —, schmerzlicher Befürchtung und Skrupeln darüber, daß seine Kinder alle Segnungen der Erziehung durch diese seltene Frau genossen, während ihre eigenen Knaben der harten Disziplin einer Kadettenanstalt überliefert waren, in diesen ungewohnten und unerträglichen Gefühlsverworrenheiten war ihm ein Plan entstanden, der, wenn Sigrid darauf einging, ihm ihren Besitz noch sichern mußte, ohne daß er durch eine vielleicht voreilige Frage alles aufs Spiel setzte.

Er hatte damit noch warten wollen, die heutige Unterredung sollte nur die Vorbereitung sein, aber jetzt plötzlich begriff er, wie töricht sein Zaudern war. Er beugte sich näher zu ihr. Sie wandte ihm aus tiefen Gedanken heraus ihr Antlitz zu. Es war von flackerndem Feuerschein seltsam überspielt. Wie strahlende Saphire glänzten ihre Augen im Flammenlicht.

„Frau Holdersen — ich weiß ein paar Kameraden für mein armes Kind!" sprach Thordikten und wunderte sich, wie seine befehlsgewohnte Stimme so wunderlich gepreßt klang. Er holte tief Atem und fuhr fester, zuredend, fast beschwörend zuredend, fort: „Frau Sigrid — rufen Sie Ihre Knaben aus der Anstalt zurück! Lassen Sie sie mit Karsten zusammen hier von einem Hauslehrer unterrichten, bis das Gymnasium für sie notwendig wird. Holen Sie Ihre Söhne, Frau Sigrid!"

Sie saß wie ein Steinbild. Ein jähes, beinahe schmerzhaftes Glück schlug in ihr Herz.

Ihre Knaben wiederhaben! Ihre lieben, lieben Jungen! Sie wieder pflegen dürfen, ihre Arme um ihren Hals fühlen, ihre frischen Lippen plaudern hören, küssen können! Ein Traum war's, ein Wunder angesichts dieser unerbittlichen Trennung, die sie nach unzähligen durchweinten Nächten jetzt endlich glaubte ertragen zu können.

Wie in einer Vision sah sie sich wieder an den Betten ihrer Lieblinge, sah die friedlich geschlossenen Augen, das blühende Rot ihrer runden, festen Wangen, hörte das gesunde Atmen. Und morgens, wenn sie fröhlich zu ihr ins Zimmer sprangen, gab sie ihnen wieder Frühstück, und kräftig bissen die weißen Zähne in das Brot, indes die hellen Augen schon nach mehr blinzelten. Ach, das wiederhaben dürfen!

Heißes Schluchzen durchschütterte sie. Fest preßte sie ihr Tuch an die Lippen, aber ein leiser, weinender Laut ward doch hörbar.

Thordikten sprang auf. Ergriffen bis ins Herz. Er streckte die Hände nach ihr, er war im Begriff, sie wortlos in seine Arme zu ziehen.

Aber da stand auch sie schon auf den Füßen. Ein paar Schritte von ihm entfernt blieb sie stehen und hatte bald ihre Selbstbeherrschung wieder.

„Was Sie da sagen, Herr Konsul, kommt mir so überraschend. Es eröffnet nicht allein für mich, sondern auch für Ihr Haus so viel neue Perspektiven — gleich entscheiden kann ich mich da nicht. Ich muß mir in Ruhe die Sache durchdenken."

Er atmete auf. Doch nicht gleich ein Nein!

„Ja, Frau Holdersen, das tun Sie. Ueberdenken Sie alles!" sprach er eifrig. „Und vergessen Sie nicht, daß Sie durch Ihre Zusage nicht allein Karsten, sondern auch mich — uns alle" — setzte er schnell hinzu — „glücklich machen."

*

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Ferdinand selig.

Eine Charakterstudie von Karl Hoeger.

Also eines Tages hieß es, Onkel Ferdinand sei tot. Die Tante hatte es geschrieben und ich hatte pflichtschuldigst kondoliert. Aber tot ist ein Mensch für uns doch erst, wenn er uns zu fehlen beginnt, und so habe ich einen rechten Begriff davon, daß Onkel Ferdinand tot ist, erst jetzt, wo ich mich selbst überzeugt habe, daß er nicht mehr da ist.

Schon als ich auf dem Bahnhof in unserem kleinen Neste anlangte, merkte ich, daß etwas passiert war. Onkel Ferdinand war nicht da, niemand erwartete mich. Sonst war nämlich der Onkel immer zur Stelle. Er war allerdings auch immer da, wenn er niemanden zu erwarten hatte, denn das war so seine Gewohnheit. Er nahm, wie er zu sagen pflegte, den Zug ab, etwa wie ein kommandierender General eine Truppenschau abhält. Sozusagen freiwilliger Adjutant des Stationsvorstehers war er, der durch das Erscheinen meines Onkels mit größerer Pünktlichkeit an das bevorstehende Eintreffen des fälligen Zuges erinnert wurde als durch das klägliche Wimmern der Signalglocke. Kam dann das Zügele glücklich an und entließ es aus seinen kleinen Kerkern die wenigen Menschein, die auf einer der benachbarten Stationen zugestiegen waren, dann gab der eine oder der andere dieser Zeugen aus einer fernen Welt den beiden Männern willkommene Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen über die Veränderlichkeit der Zeiten im allgemeinen und über dies und jenes im besonderen. Und wenn gar einer von uns Jungen in unsere Vaterstadt Einkehr hielt, um von der Hetze des Großstadtlebens ein paar Stunden am heimatlichen Herde zu rasten, dann mußte der biedere Stationsvorsteher vor Ankunft des Zuges aus dem Munde des Onkels eine besonders großartig angelegte Schilderung der Großtaten des aus der Residenz erwarteten Neffen über sich ergehen lassen.

Es ist wahr, die Verehrung, die wir Onkel Ferdinand entgegenbrachten, beruhte ganz auf Gegenseitigkeit. Der Grund lag nahe. Es ist eine alte Geschichte: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Und so stieß Onkel Ferdinand, wenn man von dem bereits rühmlichst erwähnten Stationsvorsteher absehen will, bei seinen Stadtgenossen vielfach auf einen häßlichen Widerstand, wenn er ihnen seine allerdings schon reichlich oft und ausführlich vorgetragenen Ideen und Theorien immer wieder von neuem klar zu machen unternahm. In so einer kleinen Stadt hat eben jedermann seine eigenen Interessen, und die Leute weigern sich schließlich, den Angelegenheiten des Nächsten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als durch das übliche Maß kleinstädtischer Neugierde geboten erscheint. Onkel Ferdinand war infolgedessen in der Hauptsache auf Besuch von außerhalb angewiesen. Er freute sich ehrlich auf jeden Ankömmling und vor allem auf den Besuch von uns Jungen, die zu ihm doch in einer Art Autoritätsverhältnis gestanden und deshalb zu mehr gutem Willen verpflichtet waren als alle die andern.

Onkel Ferdinand hatte eben das Bedürfnis, sich mal ordentlich auszusprechen. Ja, das war das richtige Wort. Aussprechen mußte er sich, Onkel brannte förmlich darauf. Und deshalb war es auch, wenn er des Neffen schon von weitem im Coupéfenster ansichtig wurde, das erste, daß er ihm mit seinem treuherzigen Gesicht verheißungsvoll entgegennickte, als wenn er sagen wollte: „Die höchste Zeit, daß Du kommst! Große Dinge harren Deiner!"

Nun, und dann ging's los. Schon der Gang die Treppe hinunter zum wackligen Omnibus verlief nicht ohne Schwierigkeit. Immer wieder blieb der Onkel stehen, packte an jeder besonders wirkungsvollen Stelle seiner Rede den geliebten Neffen am Arm, knuffte und puffte ihn und redete mit solchem Eifer auf ihn ein, daß der Aermste gar nicht erst recht zur Besinnung kommen konnte. Dabei blickte sich der Onkel beständig scheu u. mißtrauisch um, als ob ein Unberufener eines seiner Geheimnisse, die er unter Beobachtung derselben Feierlichkeit bereits Hinz und Kunz anvertraut hatte, belauschen und ihn heimtückisch in seinen wohl bedachten Interessen schädigen könnte.

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Offenbarungen des Onkels sich wohl der Verschwiegenheit empfahlen, denn wenn seine Pläne auch nur die geringste Aussicht auf Verwirklichung hatten, so hätte jedes unbedachte Wort unermeßlichen Schaden anrichten können. Von allen seinen Ideen konnte das freilich nicht mit unbedingter Sicherheit behauptet werden, so — um nur ein Beispiel zu nennen — von der Idee, alle Eisenbahnzüge mit Badewannen auszurüsten. Ich glaube, in diesem Punkte wird man mir nicht unrecht geben: was sollten Reisende mit Badewannen, wo sie nach ihrer Ankunft im Hotel oder zu Hause die prächtigste Badeeinrichtung vorfinden und sich nach Herzenslust erfrischen können. Aber so leicht ließ sich Onkel Ferdinand doch nicht überzeugen. „Sieh mal", sagte er, „erstens verstehst Du das nicht, und zweitens, wenn so ein Reisender hundemüde zu Hause ankommt und froh ist, in sein Bett kriechen zu können, oder wenn er. . . und. . oder . . und. . ."

Waren es nicht Züge mit Badewannen, so war es irgend etwas anderes, was der Onkel auf Lager hatte. Niemals war er allein an der Bahn, immer hatte er eine gute Idee mitgebracht, die nicht minder gespannt den Fremden erwartete wie der gute Onkel selber. Bis man endlich im Omnibus saß, der so furchtbar klapperte, daß man sein eigenes Wort nicht verstand und der Onkel gezwungen war, seine Geheimnisse mit einem Organ mitzuteilen, daß die anderen Fahrgäste ungewollt zu Spionen von Onkel Ferdinands sorgsam behüteten Projekten wurden.

Indessen die ganze Fülle der onkelichen Gedankenflut pflegte sich auf den Besucher meist erst am zweiten Tage niederzulassen. Die Sache verlief dann so: Der Gast erwacht aus tiefem Schlummer, in den ihn die undurchdringliche Stille, die nur die Kleinstadt kennt, und der unbeschreiblich freundliche Duft heimatlichen Linnens gewiegt hat, durch ein gemütliches Quietschen der Zimmertür. Erst glaubt er ein Gespenst vor sich zu sehen, aber wie sein Blick klarer wird, zeigt es sich, daß Onkel Ferdinand vor ihm steht. Sein Anzug ist nicht sehr salonfähig, denn Onkel steht in Unterhosen da, auf der Hemdbrust ein gelbes, 3liges Papierlätzchen, in der Linken einen Löffel mit rötlich brauner Flüssigkeit, in der Rechten eine gebräunte Zahnbürste. Auf dem Gesicht gespannte Erwartung, was denn dieser seltsame Aufzug auf den schlaftrunkenen Neffen für einen Eindruck machen werde. Endlich kommt die gewünschte Erklärung: Onkel Ferdinand hat ein Haarfärbemittel erfunden und an sich selbst ausprobiert. Onkel hat nämlich nahezu weißes Haar, aber seine Sehnsucht war von je, das verblichene Rot von Bart und Haar wiederherzustellen. Das war so eine kleine Schwäche von ihm, Onkel war immer Kavalier gewesen. Und nun war das Wunder gelungen. Der Bart wurde mit der Zahnbürste gefärbt, bis er endlich im herrlichsten Tizianrot erstrahlte.

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß das Haar jeden Morgen von neuem gefärbt werden mußte, was ja freilich nicht eben für die Dauerhaftigkeit des neuen Farbstoffes zu sprechen schien. Onkel aber war verjüngt und nahm sichtlich geschmeichelt den Ausdruck des Erstaunens und der Bewunderung des Neffen entgegen.

Hier muß eingeschaltet werden, daß Onkel Ferdinand zu diesem gewiß anerkennenswerten Resultat nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten gelangt war. Monatlang hatte er an dem Rezept gearbeitet, bis er diese ganz diffizile Nuance „heraus" hatte. Und als der Wurf gelungen war, da waren die Schwierigkeiten keineswegs überwunden gewesen. Niemand wollte dem Onkel seinen Ruhm lassen — was war aber Verdienst ohne Anerkennung? Besonders die Tante hatte für die Erfindungen und Entdeckungen des Onkels wenig Verständnis, und um sie nicht zu reizen, mußte er seinen Liebhabereien in aller Heimlichkeit nachgehn. War er dann endlich so weit, mit der vollendeten Tatsache aufzuwarten, dann hatte man anstatt der Bewunderung nur Worte des Spottes für ihn, meinte, daß er dasselbe Resultate mit Blaubeersaft nicht minder gut hätte erreichen können, wenn es ihn nicht eben störte, daß Blaubeersaft in der Farbe bedeutend haltbarer sei, und was so der hämischen Redensarten mehr waren.

So hatte Onkel Ferdinand eben auch seine Sorgen. Daran änderte auch nichts, daß jeder zweite Mensch, der meinem Onkel auf seinen täglichen Spaziergängen begegnete, ihm das Leben mit den Worten zu verbittern suchte: „Sie leben schön, so möchte ich's auch haben! Alle Tage spazieren gehen, nichts tun und andere Leute von der Arbeit abhalten! So möchte ich's auch haben!" Was wußten diese Menschen von Onkel Ferdinands Sorgen! Ging er etwa zum Vergnügen spazieren, wälzte er nicht ununterbrochen Gedanken auf Gedanken durch sein Hirn, und war das etwa keine Arbeit, alle diese Ideen und Pläne, die doch schließlich der Allgemeinheit zum Besten dienen sollten?!. . .

Uebrigens darf man nicht glauben, daß es nur etwa Destillate zur Färbung von Haaren oder zur Beruhigung von Zahnschmerzen oder Hühneraugentinkturen oder dergleichen waren, mit denen sich Onkel Ferdinand beschäftigte. Auch sozialpolitische Probleme beunruhigten ihn. Als ganz moderner Mensch war Onkel Ferdinand nicht zuletzt aufs eifrigste der Lösung der gerade jetzt so aktuellen Dienstbotenfrage hingegeben. Bin ich unbescheiden, wenn ich gestehe, daß ich brusen war, in dieser Angelegenheit eine gewisse, wenn auch vielleicht nicht gerade rühmliche Rolle zu spielen?. . .

Eines Tages schickte mir nämlich Onkel Ferdinand ein umfangreiches, mit der Hand geschriebenes Exposé. In dem ihm eigenen Stil führte er darin aus, wie sehr die Hausfrauen ihre liebe Not mit der Beschaffung geeigneter Dienstmädchen und die Mädchen ihre liebe Not mit der Wahl einer passenden Herrschaft hätten. Onkel Ferdinand schlug deshalb ein treffliches Auskunftsmittel vor: eine sogenannte Dienstbotenzentrale. Diese Dienstbotenzentrale sollte von allen Hausfrauen des Deutschen Reiches unterhalten werden, indem eine jede jährlich den Betrag von zehn Mark zusteuerte. In diesem Institut sollten solche Mädchen, die sich dem Hausstande widmen wollten, unentgeltlich ihre Ausbildung erhalten; andererseits sollte die Dienstbotenzentrale gleichzeitig als Stellenvermittlungszentrale dienen.

Nun, ich stehe diesen Dingen zu fern, um ein Urteil zu haben, ob in den Vorschlägen Onkel Ferdinands ein gesunder Kern enthalten war, aber der jährliche Beitrag von zehn Mark ließ mir einen Zweifel an der Durchführbarkeit der Idee doch gerechtfertigt erscheinen. Wie dem auch sei, Onkel Ferdinand traute mir offenbar auf diesem Gebiet eine besondere Sachkenntnis zu, und er beehrte mich deshalb nicht nur mit der freundlichen Prüfung seiner Vorschläge, sondern auch mit dem Auftrage, „die Sache im Reichstage zur Sprache bringen zu lassen und die Kreise der Frauenrechtlerinnen für die Angelegenheit zu interessieren". . .

Durch mich im Reichstag! Nun, das war leicht gesagt. Ich kenne nicht einmal den Portier des hohen Hauses, geschweige denn einen einflußreichen Parlamentarier. Immerhin bin ich nicht so schnell in Verlegenheit zu bringen. Ich sagte mir: Wenn man im Verdacht steht, mit einflußreichen Parlamentariern befreundet zu sein, so müssen es entschieden Nationalliberale sein. Ich weiß nicht warum, aber ich habe das so im Gefühl. Es klingt so hübsch und verpflichtet zu nichts. Ich schreibe also dem Onkel, daß sich eine große Anzahl nationalliberaler Herren ganz riesig für die Sache interessierten und ihr äußerst sympathisch gegenüberstünden. Indessen seien sie einstimmig der Ansicht, daß die gegenwärtige Generation für derartige hochsoziale Pläne noch nicht reif sei. Wenn der Onkel jedoch in zehn Jahren. . .

In zehn Jahren!. . .Armer Onkel! Ahnte ich, daß Du schon nach einem Jahre von deinen Plänen und Hoffnungen zu ewigem Schlummer ruhen würdest!

Mit dem Reichstag hatte es also, wie man sieht, keine besonderen Schwierigkeiten. Schlimmer war die Sache mit den Frauenrechtlerinnen. Ich weiß nicht, aber seit dem Suffragettenspektakel krankte ich an einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen alle streitbaren Damen. Und nun sollte ich gar noch „Kreise der Frauenrechtlerinnen" für die Sache interessieren. Einen Plural vom Plurall Ich zitterte an allen Gliedern. Aber auch hier fand sich ein Ausweg. Ich sagte mir wieder, daß eine erfundene Frauenrechtlerin sicherlich harmloser sei als zehn lebende, kompakte. Alles weitere würde sich dann schon finden.

Ich benachrichtigte also Onkel Ferdinand, daß sich die „bekannte Frauenrechterlin" Fräulein Adelheid Methusius aus Hannover, die „ihm nicht unbekannt" sein dürfte, mit äußerst anerkennenden Worten über Onkels großartige Pläne ausgesprochen hätte. Indessen sei sie der Ansicht, daß die heutige Zeit für derartige hochsoziale Projekte noch nicht reif sei. Wenn der Onkel dagegen in zehn Jahren. . .

O, ich Lügner. . .

Onkels Antwort fiel über Erwarten diplomatisch aus. Er dankte mir sehr für mein liebenswürdiges Interesse, er sei vor allem über das ehrende Urteil von Fräulein Methusius aufrichtig erfreut. . . nur gäbe es Leute — ich könnte mir ja denken, um wen es sich handelte — das war ein Hieb auf meine Tante! — die da meinten, eine Frauenrechtlerin namens Methusius gäbe es nichts, und die ganze Geschichte sei nichts als aufgelegter Schwindel. Auch die Sache mit den nationalliberalen Abgeordneten . . und so weiter. Er selbst sei natürlich weit entfernt, in die Echtheit meiner Angaben auch nur den geringsten Zweifel zu setzen, immerhin würde es ihm eine große Genugtuung sein, wenn er schwarz auf weiß von Fräulein Methusius eigener Hand sich ihre anerkennenden Worte bestätigen lassen könnte!. . .

Hm!. . . .

Eins war mir sofort klar: ich mußte den Beleidigten spielen. Meine Antwort lautete: ich sei recht erstaunt und wüßte absolut nicht, womit ich mir das Mißtrauen des Onkels verdient hätte. Selbstverständlich stünde aber nicht das geringste im Wege, wenn der Onkel sich direkt mit Fräulein Methusius in Verbindung setzen wollte. Die Dame wohne: Hannover, Breite Straße 189. Wolle er aber schreiben, dann möge er sich beeilen, da die Dame gerade im Begriffe stehe, eine Propagandareise zu unternehmen. Auch bäte ich ihn dringend, jede Wendung zu unterlassen, die auf ein Mißtrauen seinerseits gegen mich schließen lassen könnte. Das könnte doch einen zu peinlichen Eindruck machen.

Der Erfolg war verblüffend. Onkel Ferdinand schrieb einen geradezu zerknirschten Brief; er sei jetzt von der Echtheit meiner Mitteilungen überzeugt, an die Dame selbst zu schreiben, erübrige sich: Neider habe eben jeder; meinen Brief aber gäbe er nicht mehr aus den Händen, er könne ihn nicht genug lesen. In jedem Falle merke man, daß Fräulein Methusius von der Sache etwas verstehe. Gegen Mißgunst und Neid könne kein Mensch etwas, auch der beste und tüchtigste nicht, ankämpfen. . .

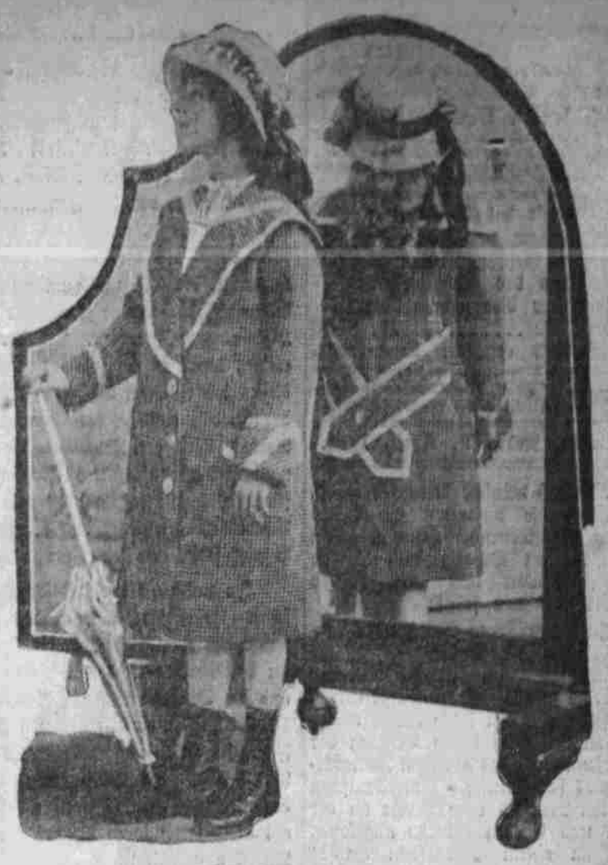
Armer Onkel Ferdinand! Ließ sein Brief nicht erraten, was er um seiner eingebildeten Erfolge halber bei seiner Umgebung auszuhalten hatte! Man hatte ihn verulkt, ihm die Abgeordneten der nationalliberalen Partei nachgerechnet und Fräulein Methusius als ein Gespenst hingestellt, das direkt aus dem Kasperletheater entlaufen war. Kurz, man riß ihm Stück für Stück seiner Kränze aus den Händen, die ihm der schamlose Neffe in bester Absicht gewunden hatte. Was hatte dieser Mann um seiner trügerischen Ehren halber leiden und erdulden müssen! Und da gab es Leute, die ihm sein behagliches Leben neideten, die es auch gern so gehabt hätten wie er, nichts tun und spazieren gehen den ganzen Tag, und die Züge abnehmen, und mit dem Stationsvorsteher über schönes oder schlechtes Wetter sprechen oder über dies und jenes. Nein, der unglücklichste Mensch von der Welt war Onkel Ferdinand, einer, der sich für die ganze Welt abarbeitete und abquälte und bei seinen undankbaren Mitmenschen nichts fand als Unverstand und Hohn. . .

Und wo blieben dann erst die materiellen Sorgen! Gewiß, um das liebe Brot brauchte sich Onkel Ferdinand nicht zu bekümmern, aber gab es denn sonst keine Dinge, die einem das bißchen Leben recht erschweren. So zum Beispiel die gottverdammten Stiefel. Wer hatte diese niemals sitzenden, immer drückenden Dinger erfunden? Er, der Onkel, sicherlich nicht. Einer so unzulänglichen Erfindung würde er sich Zeit seines Lebens geschämt haben. . . Onkel Ferdinand besaß nicht weniger als zweiunddreißig Paar dieser Marterinstrumente aber kein einziges paßte. Wenigstens, wenn der Onkel nicht gerade durch irgend welche hochfliegenden Ideen daran gehindert war, dem Druck auf seine Hühneraugen Beachtung zu schenken. War aber sozusagen die Stiefelperiode über ihn gekommen, nun, dann gab es in dem ganzen Neste genau soviel Stiefelfachverständige als es Einwohner gab. Niemand im Orte war dem Onkel gering genug, um nicht sein fachmännisches Urteil über Stiefel im allgemeinen und über den wunderhübschen Fuß des Onkels im besonderen abzugeben. Häufig sah man dann, wie er und irgendeiner seiner Stadtgenossen tiefsinnig miteinander plauderten und den Blick nicht von Onkels Fußbekleidung lassen wollten. Gesenkten Hauptes standen sie da, bis endlich Onkels Partner keinen Zweifel mehr daran hatte, daß es einen hübscheren, normaler gebauten Fuß in der ganzen Welt nicht gab, als den Onkel Ferdinands. Dieser leidigen Schuhe wegen mußten nicht selten weite Reise unternommen werden, die den Onkel zu den berühmtesten Schuhkünstlern Wiens und Karlsbads führten, aber passende Stiefel hat der Onkel nicht gefunden. Die Schuster taugten eben alle nichts, anderwärts ebenso wenig wie zu Hause. . .

Und nun frage ich: gab es auf der ganzen Welt noch einen Menschen, der so viele Sorgen hatte wie Onkel Ferdinand? Nein, das gab es nicht. Und die Sorgen haben meinen Onkel ins Grab gebracht. . .

Eines Tages war er tot . . . Er hinterließ zweiunddreißig Paar zum größten Teil ungebrauchter Stiefel, Hunderte von Fläschchen und Ampullen mit geheimnisvollen Säften, Tausende von Aufzeichnungen, Entwürfen, Modellen, und Handwerkszeug in Hülle und Fülle. . . Alles Zeugen seiner Sorgen, Zeugen seiner Leiden. . .

Ich habe dieses eigenartige Museum besichtigt, und mir ist recht weh ums Herz geworden. Armer Onkel Ferdinand! Jetzt erst ist mir klar, daß auch der Glücklichste von uns ohne zugekrittelt Maß von Sorgen und Kummer nicht leben kann. . . Vielleicht ist diese Lehre deines Lebens wertvoller als dein Magenbitter, dein Tizianrot und deine Hühneraugentinktur. . . .



Neue Frühjahrsausstattung für kleine Mädchen. Wahrhaft erfrischend wirkt der Anblick dieses kleinen Fräuleins in ihrem funkelnenen Frühjahrsbewand. Der Coat aus karriertem Mohair ist mit weißem Tuchaufschlag und Perlmutterknöpfen verziert. Weiße Strümpfe und schwarze Stiefel wiederholen die elegante Korrektheit des Mantels. Ein Sonnenschirm von rosa Taffeta harmoniert mit dem Rosenkranz, der auf dem schwarzen Samtband des aus weißem Milanstroh gemachten Hutes drapiert ist.